

Norbert Reichling

Thesen und Fragen zum Vortrag

„Erinnerungskultur heute – An was und warum wir uns erinnern müssen“

(Soest, „Grüner Salon“ am 21. August 2020)

1. Ein dynamisches Gedächtnis?

Die wachsende zeitliche Entfernung von der NS-Geschichte gebietet neue, phantasievolle Annäherungen. Die Konflikte um Denkmäler und Straßennamen, gegenwärtig zugespitzt im Rahmen der Rassismus- und Kolonialismus-Debatten, verweisen auf die Geschichtlichkeit des offiziellen Gedenkens. Historisches Lernen sollte auch eine Arbeit am öffentlichen Gedächtnis und eine Auseinandersetzung mit historischen Fehlentwicklungen sein.

2. Warum sollten wir uns an die NS-Staatsverbrechen auch heute noch erinnern?

Die gutgemeinte Formel „Ihr tragt keine Schuld, aber Verantwortung“ ist immer noch zu appellhaft – wir sind als Heutige real verstrickt in Macht- und Eigentumsverhältnisse, in Stadtarchitekturen und Narrative, die von dieser Periode geprägt sind, und diesen Verbindungen können wir analytisch und wissensgeleitet nachgehen.

Es leben immer noch Menschen unter uns, denen diese Ereignisse den Schlaf rauben, Familien, die nicht wissen, was damals mit ihren Angehörigen geschehen ist, und auch Familien, die bis heute nicht den Mut finden, die Wahrheit über ihre Familienmitglieder als Mittäter der Verbrechen wahrzunehmen.

Wir sollten auch weniger bekannte Einzelheiten der Nazi-Verbrechen zur Kenntnis nehmen, endlich anfangen, uns mit der komplizierten Geschichte der osteuropäischen Gesellschaften intensiver auseinander zu setzen, wenn wir eine europäische, auf gemeinsame Werte aufgebaute Ordnung wollen.

Die lang anhaltende Ignoranz gegenüber diesen Verbrechen gehört zur Geschichte der Bundesrepublik. Deren Aufarbeitungsgeschichte kann sich seit 2-3 Jahrzehnten einigermaßen sehen lassen; man sollte aber nicht übertrieben stolz darauf sein.

3. Was wird aus der kritischen „Gegengeschichte“?

Das Sprechen über den Nationalsozialismus, die Wahrnehmung seiner Verbrechen und die Würdigung seiner Opfer zeigten keine gradlinige Entwicklung: In der frühen Bundesrepublik waren das Ausweichen vor dem Schrecken, das Kleinreden des Völkermords oder die „Aufrechnung“ mit anderen Verbrechen vorherrschende Muster gesellschaftlicher und politischer Kommunikation.

Seit den 1980er Jahren, mit der oppositionellen „Geschichte von unten“, kamen neue Themenaspekte auf: z.B. Widerstand, Alltag, „kleine Leute“, vergessene Opfergruppen (Sinti/Roma, Ghettoarbeiter*innen, Deserteure), Täter und Nutznießer... Auch gewichtige Institutionen (z.B. das soeben wieder eröffnete Jüdische Museum Berlin) sind aus solchem öffentlichem Streit entstanden.

Die gewachsene Akzeptanz der Gedenkorte ist unverkennbar – das bedeutet aber nicht, dass das von ihnen gezeichnete Bild der NS-Zeit abgeschlossen wäre; es bleiben Lücken, z.B. im Gedenken an Krankenmorde, Zwangssterilisierungen oder die osteuropäischen Opfer des Vernichtungskriegs.

Aber können die in die „Mitte der Gesellschaft“ gerückten Gedenkorte noch unbequeme Geschichten erforschen und erzählen? Je näher sie an die Politik heranrücken, umso größer wird die Versuchung vereinfachender, teleologischer Botschaften.

4. Können Geschichtsorte sprechen?

Orte haben einen besonderen Stellenwert in der Geschichtskultur. Unter bestimmten Bedingungen haben „bauliche Zeitzeugen“ eine lernverstärkende und beglaubigende Wirkung, wie empirische Studien belegen.

Aber was macht einen Ort zum Lernort? Authentisch ist keiner dieser Orte, so gut wie nichts dort ist unmittelbar überkommen – alle sind durch die weitere Geschichte, pragmatische und auch zynische Nachnutzungen sowie Restaurierungsmaßnahmen überformt. Solche Stätten sprechen nicht von sich aus, sie müssen erschlossen werden – z.B. durch Führungen, durch eigenständige Erkundungen, durch Berichte von Zeitzeugen und Zeitzeuginnen, durch Befragungen und Interviews mit Besuchern, Passanten, Mitarbeitern.

5. Hohe Ansprüche

Wo über das Gedenken an den Nationalsozialismus gesprochen wird, stellen sich regelmäßig überhöhte Erwartungen ein: Jugendliche sollen Zukunftslektionen aus der Geschichte ableiten, alle sollen dort den Stellenwert von Menschenrechten begreifen, Richter schicken Neonazis zwecks „Resozialisierung“ in die Gedenkstätten usw.

Real existierende Gedenkstätten haben nüchternere Ziele: Sie erklären auf gesicherter wissenschaftlicher Grundlage die Geschichte von Relikten und historischen Orten sowie einige Zusammenhänge, sie vermitteln so eine Ahnung von historischen Situationen, Dilemmata und Handlungsoptionen. Die an und mit solchen Orten arbeitenden Vermittler/innen können aber nur Beiträge zur Orientierung leisten und Chancen für das Weiterlernen eröffnen, nicht aber „Umkehr“ produzieren.

6. Wie Interesse wecken?

Partizipation und offene Didaktik haben einen zentralen Stellenwert. „Weinen bildet nicht“, hat Volkhard Knigge konstatiert, und die Reste einer Schwarzen Pädagogik, die gruselige Räume und vermeintlich authentische Orte zur Überwältigung Lernender einsetzt, sind zu überwinden.

Wir sollten und können unser Publikum in die Geschichtlichkeit und Kontroversität der Erinnerungsorte und -zeichen hineinziehen: Sprache, Architektur und Wertungen dieser Orte zu untersuchen, ist nicht nur etwas für Geschichts-Leistungskurse, sondern kann auch andere Gruppen in geschichtskulturelle Debatten hineinziehen. Offene Zugänge sind auf vielen Niveaus realisierbar.

Wir sollten auch nicht nur auf Eliten- und Feuilleton-Diskurse blicken, sondern auch auf das gesamte Spektrum populärer und familiärer Überlieferung, in der u.a. alte Muster der Erinnerungsabwehr weiterhin herumspuken.

Erinnerungskonkurrenzen und -hierarchien sind offenzulegen: Das Problem der Diktaturvergleiche und Opferkonkurrenzen ist nicht erledigt mit den 90er Jahre-Debatten zur Erneuerung der DDR-Gedenkstätten – es kehrt wieder in heutigen Kontroversen. (Wer hat ein Denkmal in Berlin verdient – und wer nicht? Wie positioniert sich die Vertreibungs-Ausstellung gegenüber dem Gedenkort für Polen als Weltkriegs-Opfer? usw.)

7. Sinnstiftung?

Bedarf die Selbstverständlichkeit, gegen jede Form der Ausgrenzung und Gewalt von Anfang an vorzugehen, überhaupt der geschichtlichen Unterfütterung? „Ein sinnvolles Denkmal stiftet keinen Sinn“, formulierte Christian Staffa. Eine wichtige Aufgabe professioneller Auseinandersetzung besteht in der Vermeidung schlichter Floskeln und unkritischer Betroffenheitsrituale. „Geschichtskultur“ heißt: Kontroverse, Reflexion und endlose Debatte. Historische Bildungsarbeit ist immer zugleich ein Verunsicherungsgeschäft.

Gegen pathetische Mahnfloskeln sollten wir beiläufige Formen des Lernens und kritischen Umgangs mit geschichtlichen Orten stärken – forschende Gruppen zu den Stolpersteinen und ähnlichen Zeichen gehören dazu, aber auch viele Experimente im WWW und in den social media.